

Günther Bittner

„Verlorne Liebesmühe“ – oder: der vergebliche Versuch, die Menschen ethisch aufzurüsten

Der König von Navarra, so die Ausgangslage von Shakespeares Komödie „Love’s Labour’s Lost“, zu deutsch: Verlorne Liebesmühe, hat ein merkwürdiges Dekret erlassen: der Hof soll sich für drei Jahre ganz dem Studium der Philosophie widmen, und wer bei diesem großen Projekt mitmachen will – eigentlich wird dies von allen erwartet bis hinunter zum Dorfschäfer – hat den Schwur zu leisten zu fasten, nur wenig zu schlafen und vor allem: kein Weib auch nur zu sehen, von Weitergehendem natürlich ganz zu schweigen. Von seinen drei Granden leisten zwei den Schwur mit pathetischen Worten – vielleicht weil sie wirklich an das Projekt glauben, vielleicht aber auch nur mit Rücksicht auf ihre Karriere, der dritte, Biron mit Namen, mault ein wenig: das sei

„... unfruchtbar, zu schwer zu tun:

Studier’n, nicht Damen sehn, nicht essen und nicht ruhn“

(Shakespeare 1598. 204).

Der König und die beiden Beflissenen marginalisieren und diskreditieren ihn auf jede Weise. Sie werfen ihm z.B. vor, den Wildwuchs zu verteidigen: er jäte lieber das Korn, um nur ja kein Unkraut ausreißen zu müssen. Biron verteidigt sich, dass er nur nicht einer utopischen Idee zuliebe in den natürlichen Lauf der Dinge eingreifen wolle.

„Ich wünsch mir Rosen nicht zur Weihnachtszeit,

Noch Schnee im Mai auf sein frischgrünes Kleid“ (S. 205).

Letztendlich schwört er doch und verhält sich auch im weiteren Verlauf der Geschichte nicht viel klüger als seine von vornherein linientreuen Genossen. Denn es wird sogleich klar, dass das Ganze eine Schnapsidee war: der König ist der erste, der den feierlichen Schwur bricht, als die nächstbeste Prinzessin auf der Matte steht, die dringende Staatsgeschäfte mit ihm zu bereden hat – klar, wie sollte er das auch vermeiden: ein König hat ja seine Pflichten. Jeder vernünftige Mensch hätte das voraussehen können. Doch die nachfolgenden erotischen Verwicklungen, die

sicher nicht mehr zu den Staatsgeschäften gehörten, ließen sich eben auch nicht vermeiden. So ist es eben, das ist der Lauf der Welt, *cosi fan tutte* – das letztere ist zwar nicht von Shakespeare, passt aber dazu.

Ich liebe solche weit her geholten Geschichten, weil sie es möglich machen, die aktuelle Konfliktsituation, die behandelt werden soll, sozusagen im „Verkleinerungsglas“ zu betrachten. Natürlich gibt es heute, wenigstens bei uns zu Lande, keine Könige mehr, die sich in den Kopf gesetzt haben, ihrem Volk zum Zweck seiner sittlichen Veredelung einen Crashkurs in Philosophie zu verordnen, der noch dazu ziemlich tief in die alltägliche Lebensgestaltung der Untertanen eingreift; aber politische und sonstige öffentliche Instanzen, die das Volk *mores* lehren wollen, die gibt es zu hauf, fast möchte ich sagen, sie schießen wie Pilze aus dem Boden.

Setzen wir also für diesen angestaubten König aus Shakespeares Komödie unsere Bundeskanzlerin ein mit ihrem apodiktischen „Wir schaffen das“ (ohne zu fragen, ob wir es überhaupt schaffen wollen) oder unseren Bundesjustizminister, der immer neue Schutzlücken entdeckt, die durch Verschärfung der Strafgesetze zu schließen unausweichlich ist; oder nehmen wir, um aufs große globale Parkett uns zu begeben, den Papst Franziskus oder die UNO und ihre diversen Kommissionen, die fortwährend neue Konventionen über Frauen-, Kinder und Behindertenrechte ausspucken (fast jedes Jahr wird ein neues „Menschenrecht“ erfunden) oder schließlich jene eher anonymen Mächte, die uns suggerieren wollen, die Globalisierung mit allen ihren problematischen Konsequenzen sei „alternativlos“. Die Globalisierung dient zwar primär der Wirtschaft, das ist klar; aber der Imperativ, „global zu denken“ schließt doch alsbald die moralische Konsequenz ein, sich in allen Konflikten der Welt engagieren und alle Menschen „global“ lieben zu müssen.

Man sieht: die Könige sind zwar mehr oder weniger ausgestorben oder verhalten sich wenigstens ruhig; aber sie haben jede Menge Nachfolger gefunden, die sich um die sittliche Hebung der Völker und der Menschheit kümmern und uns unsinnige moralische Schwüre tun lassen, obwohl leicht vorauszusehen ist, dass das alles nicht funktionieren kann, weil es so ist, wiederum nach Shakespeares Komödie, wie wenn man Rosen zu Weihnachten erblühen lassen wollte – einfach weil es die natürlichen Gegebenheiten ignoriert.

In der Gestalt des Biron in Shakespeares Stück habe ich mich selbst wiederfinden können. Letzten Endes leiste ich ja all die Schwüre, die die Welt von mir hören will. *Out cast* zu sein, fehlt mir die Kraft und der